



SPRACH REPORT

P 20157 F

3/93

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

DIE ZUKUNFT DER GERMANISTIK

Ein Gespräch mit Ludwig Jäger (RWTH Aachen)

Seit Jahrzehnten hört man aus Kreisen der Germanistik immer wieder von Krisen. Befindet sich die Germanistik heute in einer Krise?

Sicherlich ist der Krisendiskurs ein Bestandteil der Germanistik seit ihrem Entstehen. Aber es ist als ein Krisensyndrom anzusehen, daß die Germanistik gegenwärtig auf die Fragen, die an sie gestellt werden, keine adäquaten Antworten hat. Außerhalb ihrer traditionellen Sektoren ist sie sowohl in der Forschung als auch in der Lehre unterrepräsentiert. Dies betrifft etwa den Bereich der Probleme der Mediengesellschaften und ihrer Auswirkungen auf Literalität, auf Sprachfähigkeiten etc.

Ein weiterer Aspekt ist die »Absatzkrise« bei den Absolventen dieses Faches. Gerade wegen der dramatischen Einbrüche in den öffentlichen Haushalten durch die deutsche Einheit zeichnet sich bei den Lehrern keine Entspannung ab. Doch das ist vielleicht ganz heilsam für die Germanistik, da sie dadurch gezwungen ist, darüber nachzudenken, ob es nicht auch andere Perspektiven der Qualifikation von Germanisten geben könnte.

Wäre nicht auch die Art der Lehrerausbildung grundlegend zu verändern?

Man muß erkennen, daß die Schüler heute in einer ganz anderen Form so-

zialisiert sind als die Lehrer. Sie gehen mit bestimmten Technologien ganz selbstverständlich um, und sie wachsen viel natürlicher mit audiovisuellen Medien auf. Das Hauptinformationsmedium von 11-14jährigen ist das Fernsehen. Sie haben daher eine ganz andere Art von Weltwahrnehmung als wir es von literalisierten Menschen voraussetzen. In dieser Umbruchsituation scheint es mir manchmal so zu sein, als ob die Lehrer bei den Schülern auf eine fremde Kultur träfen und an den Hochschulen keine Kompetenzen vermittelt bekämen, um sich in dieser medial geprägten »Jugendkultur« verständlich zu machen und um deren Probleme zu verstehen. Vielleicht ist das nur das Problem einer Übergangsphase. Jedenfalls haben wir die Zeit nicht genutzt, um die Ausbildung von Deutschlehrern so umzustellen, daß sich die mediale Wirklichkeit unserer Kultur in ihr reflektiert.

Sind die Hochschullehrer nicht noch viel weiter von dieser neuen medialen Kultur entfernt als die Deutschlehrer?

Sicherlich ist das eine Generationsfrage, und die Hochschullehrer sind tatsächlich noch weiter entfernt von dieser medialen Wirklichkeit. Dies hat damit zu tun, daß die Germanistik ein konservatives Fach ist, das zudem bereits schlechte Erfahrungen mit der Reformbewegung der späten 60er Jahre gemacht hat, die katastrophale

Folgen hatte. Neue Forschungskonzepte wurden zu schnell in die Schulen übertragen. So sind ganze Generationen von Deutschlehrern und Schülern mit schlecht gemachten Lehrbüchern der Chomsky-Welle frustriert worden. Auch ich habe seinerzeit die These vertreten, durch analytisches Wissen über Syntax entfalte sich die sprachliche Kompetenz.

Inhalt

Die Zukunft der Germanistik. Interview mit Ludwig Jäger	S. 1
Glosse	S. 3
Filmsynchronisation von Gerhard Pisek	S. 4
Impressum	S. 5
Rezensionen	S. 6
»Die ganze lebendige Wirksamkeit des Wortes...« von Jürgen Schiewe	S. 8
Leserbrief	S. 11
Tagungshinweise	S. 11
Neue Argumente von Wolfgang Teubert	S. 12
Neue Bücher	S. 13
Zur Diskussion	S. 15

Ist die Vermittlung zwischen literaler und medialer Kultur Aufgabe der Germanistik, oder müßte nicht ein ganz neues Fach geschaffen werden wie z. B. Kulturwissenschaft?

Die Germanistik muß den Stellenwert von Literalität innerhalb dieser Mediengesellschaft überdenken. Im Gegensatz zum frühen 19. Jahrhundert definiert sich die heutige Gesellschaft nicht mehr ganz so stark über das Buch. Wir müssen darüber nachdenken, welche spezifische Funktion Literalität, literarisches Wissen und literarische Tradition in der Mediengesellschaft heute haben. In der Frühzeit des Faches hat man sich mit der Sprache wissenschaftlich beschäftigt, um Quellen zu interpretieren, historischen Sinn zu rekonstruieren. Das war die ursprüngliche Aufgabe der Germanistik, und sie hat hier eine differenzierte wissenschaftliche Technologie entwickelt.

Nehmen die sprachlichen Fähigkeiten der Schüler denn wirklich derart ab und gehört dies nicht zu den ständig wiederkehrenden Klagen?

Leider gibt es darüber keine empirischen Untersuchungen, obwohl hier eine wichtige Aufgabe der Germanistik läge. Doch ich kann aus der praktischen Erfahrung einer Legasthenie-Beratungsstelle, wie wir sie in Aachen haben, sagen, daß sie überlaufen ist von Schülern, Lehrern und Eltern, die diese Probleme haben. Auch bei unseren Veranstaltungen zur Lehrerweiterbildung besteht Interesse. Diese Probleme gehören also zum Schulalltag, kommen aber in der germanistisch-linguistischen Ausbildung praktisch nicht vor. Die Behandlung dieser Themen wäre aber sowohl für Lehrer als auch für diejenigen, die nicht in die Schulen gehen, wichtig, denn die Therapie von Sprachstörungen und der expandie-

Aufgabe im frühen 19. Jahrhundert. Heute müssen wir neue Antworten finden: Es gibt keine empirischen Untersuchungen über die Entwicklung der Schreibkompetenz oder der Argumentationsfähigkeiten unter den Bedingungen neuer Medien. Gibt es Korrelationen zwischen dem Fehlen von längeren narrativen Strukturen in einem Medium wie Fernsehen, verursacht durch Partialisierung und Segmentierung, und der Fähigkeit, geschlossen zu erzählen und zu argumentieren? Diese zentralen Themen der Germanistik - Narration, Argumentation, Rhetorik - müssen im Kontext der neuen medialen Wirklichkeit gesehen werden.

Die Linguistik hat sich lange Zeit viel darauf zugute gehalten, die Philologie praktisch abgelöst zu haben. Zielt Ihre These auf eine Wiederbelebung der philologischen Tradition?

Philologie ist sehr stark an ein bestimmtes literarisches Medium, an bestimmte Formen der literalen Kultur geknüpft, Buchdruck, Editionstechniken u.ä., verbunden mit bestimmten Interpretations- und Analysetechniken zur Erschließung historischen Sinns. Diese theoretischen und methodischen Mittel, mit denen man Kommunikation ermöglichen, optimieren und therapieren kann, zu entwickeln, ist Aufgabe der Philologie. Sie ist eine Wissenschaft, die zur »Lesbarkeit« der Welt beiträgt. Um die Welt auch heute »lesbar« zu halten, müssen die philologischen Mittel weiter entwickelt werden. D.h. das Modell des frühen 19. Jahrhunderts muß aktualisiert werden.

Ich wende mich aber nicht nur gegen mangelnde Zeitgenossenschaft der Germanistik, sondern auch gegen eine problematische Zeitgenossenschaft, wie sie etwa in der blinden Adaption eines bestimmten kognitivistischen Paradigmas vor allem in der Sprachwissenschaft zum Ausdruck kommt. Ich plädiere dafür, nicht nur struktur-, sondern auch funktionsorientiert zu forschen. Funktion ist nicht Peripherie, wie die Kognitivisten meinen. Nicht zuletzt aufgrund der Dominanz des kognitivistischen Paradigmas sind die Bestrebungen der späten 60er Jahre, die auf Bereiche wie Kommunikationsforschung, Sprechhandlungstheorie, Dialog- und Medienanalyse zurückgehen, oder Forderungen, nicht nur die klassische und hohe Literatur, sondern die kulturelle Realität zur Kenntnis zu nehmen, ins Abseits geraten.

Seit einigen Jahren wird das Thema »Schrift« wieder aufgegriffen. Können dadurch Themen in die germanistische Linguistik Eingang finden,



(Foto: C. Jäger. V.l.n.r.: L. Jäger, E. Taubert, B. U. Biere, U. Simon)

Auf dem gegenwärtigen technologischen Niveau haben sich die Erschließungstechniken von Sinn verändert. So müßten z. B. Deutschlehrer ihren Schülern etwa beibringen, selektiv und sinnvoll mit einem Medium wie Fernsehen umzugehen.

Konkret heißt das: Wir haben in den Schulen wachsende Probleme mit Les- und Schreibstörungen, über deren Ursachen und Therapiemöglichkeiten wir die Deutschlehrer wissenschaftlich fundiert informieren müßten. Zudem müssen Deutschlehrer wissen, warum gerade in einer Mediengesellschaft Literatur als traditionelles Medium der historischen Anthropologie von grundlegender Bedeutung ist.

rende Sprachberatungssektor eröffnen neue Berufschancen.

Hätte der von Ihnen geforderte Wandelprozeß, sich in der Germanistik mehr auf die mediale Kultur zu konzentrieren, nicht zur Folge, daß die traditionelle Germanistik nun Teil der Medienwissenschaft wäre?

Ich plädiere nicht dafür, ein Themenfeld der Germanistik durch ein anderes zu ersetzen. Traditionelle Themenfelder müssen weiter verantwortlich ausgebaut werden. Das Fach muß sich aber ergänzen und auch die Erscheinungsformen von Sprache und Literatur in einer ganz bestimmten Kultur untersuchen. Das war ja seine ursprüngliche

die im Sinne der Behandlung neuer Medien wichtig sind?

Die Schriftforschung der letzten Jahre scheint mir ein Weg zu sein, auf dem die verschiedenen Teile des Faches in einer neuen Weise integriert werden könnten. Die Schrift ist das Medium, das die technologischen Revolutionen widerspiegelt – von den Anfängen der Alphabetschrift über den Buchdruck bis hin zu den mikro-elektronischen Medien, der »Technologisierung des Wortes«. In diesem Sinn betreibt die Germanistik auch Technologieforschung. Sie erhält hier interessanterweise die fruchtbarsten Anregungen aus dem Bereich der Mediävistik.

Liegt in dieser Orientierung auf neue Themen tatsächlich eine Chance, die Einheit des Faches wieder herzustellen?

Man muß zugeben, daß Literaturwissenschaft, Linguistik und Mediävistik drei verschiedene Disziplinen geworden sind; dies ist gerade auf der Aachener Tagung »Germanistik 2000« aufgefallen. Ich meine, wir sollten eine intradisziplinäre Interdisziplinarität anstreben. Vielleicht zeigt es sich dabei auch, daß die Germanistik kein einheitliches Fach mehr ist. Dann dürfen wir nicht verzweifelt daran festhalten. Die veränderten Randbedingungen werden dazu führen, daß Teile des Faches sich

u.U. als nicht antwortfähig im Hinblick auf die Problemstellungen unserer Kultur erweisen, andere aber zu gesellschaftlich als wichtig angesehenen und somit auch höher alimentierten Teilen des Faches avancieren. Die Antwortfähigkeit des Faches wird darüber entscheiden, ob es eine Einheit bleibt oder nicht.

Ludwig Jäger ist Professor für Deutsche Philologie an der RWTH Aachen und z. Zt. Vorsitzender des Deutschen Germanistenverbandes.

Das Gespräch führten B. U. Biere, U. Simon und E. Teubert

Glosse

Der Seher

von Theo Stemmler

Die deutsche Sprache erlaubt die Steigerung »Schriftsteller – Dichter – Seher«. Den beschwerlichen Höhenweg zum Parnas legt der Schriftsteller als Fußgänger zurück, für den Dichter steht der geflügelte Pegasus bereit – allein der Seher benötigt kein Mittel der Fortbewegung: Er schwebt über allem, auch über den Niederungen irdischer Rationalität. Leider drückt er sich auch so aus.

Botho Strauß zum Beispiel. Er liefert den Beweis, daß ein Autor – in der Art einer literarischen Phylogenese – sich vom Schriftsteller über den Dichter zum Seher emporentwickeln kann. Die Reputation eines Sehers hat Strauß sich mit seinem kürzlich angestimmten »Anschwellenden Bocksgesang« erworben (vgl. DER SPIEGEL, 47. Jg., Heft 6, S. 202 - 207). Nicht von den dort unter Mitwirkung des Heiligen Weltgeistes offenbaren politischen Visionen sei die Rede, nicht von der wipfelraunenden Sprache. Hier ist nur Platz für die Betrachtung eines mit Bedacht ausgewählten Textteils: des tragödischen Beginns.

Denn jeder Textanfang hat es in sich: Er läßt das Schönste erwarten oder

Schlimmes befürchten. Letzteres trifft für den Bocksgesang zu. Er beginnt so, wie er später wird und durchgehend ist: dunkel – dunkler als die Sprüche der Sibyllen je waren.

Der Seher hebt also an:

Jemand, der vor der freien Gesellschaft, vor dem Großen und Ganzen, Scheu empfindet, nicht weil er sie heimlich verabscheute, sondern im Gegenteil, weil er eine zu große Bewunderung für ... den grandiosen und empfindlichen Organismus des Miteinander hegt, den nicht der universellste Künstler, nicht der begnadetste Herrscher annähernd erfinden oder dirigieren könnte.

PUNKT!

Die beim Orakel Rat Suchenden sind verwirrt, da hier irgendetwas zu fehlen scheint. Gespannt warten sie darauf, wie es weitergeht:

Jemand, der beinahe fassungslos vor Respekt mitansieht, wie die Menschen bei all ihrer Schlechtigkeit auf so schwerelos aneinander vorbeikommen, und das ist so gut wie: miteinander umgehen können.

PUNKT!

Der Jemand bleibt ein Stummel. Sehnsüchtig hoffen wir auf die Ergän-

zung des Torsos. Vergeblich. »Jemand, der« wird lediglich zu »der« verkürzt:

Der in ihren Geschäften und Bewegungen überall die Balance, die Tanzbereitschaft, das Spiel, die listige Verstellung, die artistische Manier bemerkt – ja, dies Miteinander muß jedem Außenstehenden ... weit eher als ein unfaßliches Kunstwerk erscheinen denn als ein Brodelkessel, als eine »Hölle der anderen«...

DREI PUNKTE!

Ungeduldig wie Wladimir und Estragon auf Godot, warten wir auf die Verbalphrase. Doch diese kommt nicht – statt dessen ein Satz, der so tut, als sei vorher nichts gewesen:

Mitunter aber will es ihm scheinen, als ... sähe er gerade noch die Letzten, denen die Flucht in ein Heim gelang, vernähme ein leises Einschnappen ...

Hier erfüllt sich das Orakel der Berlinischen Sibylle: Die eingeschnappten Leser flüchten vor diesem monströsen Anakoluth – in ein Heim, das ihnen Schutz vor unverständlicher Syntax bietet.

Der Autor ist Professor für Anglistik an der Universität Mannheim.

FILMSYNCHRONISATION

von Gerhard Pisek

Die Übersetzung von Filmen, sei es durch Synchronisation oder Untertitel, wurde bis vor einigen Jahren von der Übersetzungswissenschaft weitgehend vernachlässigt, obwohl synchronisierte Filme (und Fernsehserien) wahrscheinlich mehr Menschen erreichen als jede andere Art von Übersetzung. Ob dies auf Vorurteile einer traditionellen Bücherwissenschaft gegenüber dem technologisch verbreiteten massenkulturellen Medium Film zurückzuführen ist, oder eher darauf, daß dem gesprochenen Wort im Film grundsätzlich weniger Bedeutung beigemessen wird als visuellen Eindrücken, sei dahingestellt. Tatsache ist jedenfalls, daß synchronisierte Spielfilme und TV-Serien einen Großteil des Programms ausmachen, das in deutschen Kinos und auf deutschen Bildschirmen zu sehen ist, und daß dies von Publikum und Kritik als scheinbar selbstverständlich hingenommen wird.

Die Synchronisation hat in Deutschland eine bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs zurückgehende Tradition. Waren die ersten Importfilme, die in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren aus den USA oder Frankreich nach Deutschland gelangten, noch im Original oder mit Untertiteln zu sehen, und sorgte die nationalsozialistische Diktatur dafür, daß aus ideologischen Gründen bald überhaupt keine ausländischen Filme mehr im deutschen Reich gespielt wurden, änderte sich die Situation nach 1945 schlagartig, und es wurde mehr und mehr synchronisiert. Dies geschah anfangs noch unter strikter Aufsicht der Besatzungsmächte; als Zentren der Synchronisation bildeten sich Berlin, Hamburg und München heraus.

1992 wurden in Deutschland etwa 250 Kinofilme synchronisiert, von denen gut zwei Drittel amerikanischen Ursprungs waren. Dazu kamen noch unzählige Stunden von Filmen und Serien für Fernsehen und Video, wobei letzteres eine Form der Verbreitung ist, die erst in den letzten Jahren Bedeutung erlangte (zumindest vom kommerziellen Standpunkt aus gesehen). Deutschland ist also, wie beispielsweise auch Italien, ein guter Boden für Synchronstudios, während in Dänemark oder den Niederlanden fremd-

sprachige Filme Untertitelt oder gleich im Original im Kino gezeigt bzw. im Fernsehen ausgestrahlt werden.

Originalfilme mit Untertitel

Obwohl im deutschen Sprachraum Untertitel – aus kommerziellen Gründen – fast nur noch in Programmkinos oder zu später Stunde im Fernsehen zum Einsatz kommen, sei an dieser Stelle kurz auf sie eingegangen. Ihr größter Vorteil besteht darin, daß der Zuschauer dabei in den Genuß der Originalstimmen und -dialoge kommt, wobei dieser Genuß desto größer ist, je besser die Kenntnisse in der jeweiligen fremden Sprache sind. Wenn man die Originalsprache jedoch so gut beherrscht, daß man der Handlung des Films auch ohne übersetzerische Krücken zu folgen in der Lage ist, wird man sich von den am unteren Bildrand eingeblendeten Textzeilen eher gestört fühlen. Ist man jedoch völlig auf die Untertitel angewiesen, ist deren konzentriertes Lesen mit Ablenkung vom filmischen Geschehen verbunden. Außerdem ist es aus Platzgründen¹ natürlich nicht möglich, die Dialoge in ihrer Gesamtheit zu übersetzen, was zu einer Art »Telegrammstil« und zum Verlust sprachlicher Nuancen führt, da nur soviel wiedergegeben werden kann, wie der in der Originalsprache nicht versierte Zuseher braucht, um die Handlung zu verstehen.

Auf jeden Fall kann jedoch gesagt werden, daß die grundsätzliche Meinung, die man von Untertiteln hat, davon bestimmt zu sein scheint, wie sehr man aufgrund seines kulturellen Hintergrundes mit ihnen vertraut ist. Während etwa ein deutscher Autor eines Aufsatzes zu diesem Thema Untertitel ablehnt, weil sie so kurz gehalten sein müssen und deshalb nur die allerwichtigsten Passagen vermitteln können, sind sie für den Dänen Cay Dollerup eine Selbstverständlichkeit, die zwar, wie jede andere Art der Übersetzung, ab und zu fehlerhaft sein kann, grundsätzlich jedoch nicht in Frage gestellt werden muß.²

Grundsätzliche Argumente gibt es auch für und wider die Synchronisation, wobei ihre Gegner sie als barbarisches Vergehen an einem Kunstwerk

empfinden, das höchstens als ökonomische Notlösung geduldet werden kann, während ihre Befürworter sie als eine Art der Übersetzung glorifizieren, die künstlerisch der Übertragung von Lyrik gleichgestellt werden kann. Einer der ersten und entschiedensten Gegner der Synchronisation war der ungarische Filmtheoretiker Béla Bálazs³, der daran Anstoß nahm, daß durch die Synchronisation die Identität von Sprache, Mimik und Gestik zerstört wird (das kühle englische *I love you* paßt z. B. nicht zur lebhaften Gestik eines Italieners). Andere Kritiker bemängeln die Tatsache, daß es unmöglich ist, genaue Lippensynchronität zu erzielen. Dieses Argument läßt sich leicht mit einzelnen isolierten Wörtern belegen; vgl. Anthony Burgess⁴: engl. *arse* (eine Silbe, gespreizter Vokal) ist mit italienisch *culo* (zwei Silben, zwei gerundete Vokale) inkompatibel, wenn man vom Standpunkt der Lippenbewegungen ausgeht.

Der Synchronisation wird auch gelegentlich vorgeworfen, sie bediene sich zu vieler Fremdwörter. Gemeint sind dabei vor allem Anglizismen, unter denen einerseits direkte Übernahmen aus dem Englischen verstanden werden, andererseits indirekte, wie Lehnübersetzungen oder Lehnbedeutungen. Der Grund dafür liegt darin, daß ein englisches Wort natürlich am leichtesten zu synchronisieren ist, wenn man es in der deutschsprachigen Fassung des Films ebenfalls verwendet (*party* bleibt »Party« und *job* bleibt »Job«) oder daß man zu naheliegenden wörtlichen Übersetzungen greift (»Liebe machen« für *to make love*) bzw. schon vorhandenen deutschen Wörtern weitere Bedeutungskomponenten hinzufügt (*to meet* wird mit »treffen« übersetzt, auch wenn eigentlich »kennenlernen« gemeint ist).

Weiterhin spricht gegen die Synchronisation, daß sie die filmische Illusion zerstört, da die Kohärenz zwischen Sprache und Ort nicht mehr gegeben ist. Dies ist zwar auch bei der literarischen Übersetzung der Fall, doch wird man bei der Lektüre eines Buches nicht ständig daran erinnert, daß man sich eigentlich in einem fremden Kultur- bzw. Sprachkreis aufhält, wie dies beim Film der Fall ist, wo

ständig fremdsprachige Reklametafeln, Zeitungsschlagzeilen, Straßennamen, Ortstafeln etc. zu sehen sind. In der Praxis scheint der an sich völlig unlogische Sachverhalt – die Schauspieler sprechen deutsch, obwohl sie sich auf einer Ranch in Texas oder im *urban jungle* New Yorks befinden und eindeutig als Amerikaner zu identifizieren sind – jedoch kein Hindernis beim Konsum synchronisierter Filme darzustellen. Der durchschnittliche Kinogänger ignoriert in diesem Fall jegliche Gesetze der Logik und konsumiert synchronisierte Filme genauso wie ursprünglich in seiner Sprache gedrehte; die deutsche Sprache eines typischen New Yorkers gehört dann einfach zur gesamten filmischen Illusion, der man sich im Kino hingibt, ohne darüber zu reflektieren, wie selten diese sprachliche Sachverhalt im Grunde genommen eigentlich ist. Der Verlust der Originalstimmen sei als letztes Argument gegen die Synchronisation erwähnt. Wenn man davon ausgeht, daß der Klang einer Stimme wesentlicher Bestandteil der Persönlichkeit und des künstlerischen Inventars eines Schauspielers oder einer Schauspielerin ist, ist dieses Argument in der Tat schwer zu entkräften. Andererseits gibt es jedoch gerade in Deutschland Synchronschauspieler, die aufgrund ihrer stimmlichen Fähigkeiten in der Lage sind, den Verlust der Originalstimmen zumindest erträglicher zu machen.

Vorteile von synchronisierten Filmen

Wenn man nach Argumenten sucht, die prinzipiell für die Synchronisation sprechen, findet man zuerst diejenigen, die sich aus den Nachteilen der Untertitel ergeben, und die oben schon kurz erwähnt wurden (u.a. Kürzungen der Dialoge und Telegrammstil, Ablenkung der Aufmerksamkeit des Zuschauers durch den eingeblendeten Text). Joachim Kunzendorf von der Magma Synchron in Berlin geht etwa davon aus, daß bei der Synchronisation eines Films ca. 80 % der Dialoginhalte erhalten bleiben (sprachliche Besonderheiten wie Slang und Dialekt können in der Regel nicht übertragen werden), während es bei den Untertiteln nur 20 % sind.⁵

Die französischen Synchron-Experten Caillé, Cary und Mounin sehen den großen Vorteil der Synchronisation in der Tatsache, daß keine Kenntnis der Originalsprache nötig ist, was sie bei Untertiteln für unerlässlich halten. Da ihrer Meinung nach der überwiegende Großteil des Publikums diese Voraussetzung nicht erfüllt, sehen sie in der Synchronisation die einzig sinnvolle Art der Übertragung von Filmen.⁶

Bei solchen Pauschalurteilen für und wider die Synchronisation spielt selbstverständlich auch der persönliche Geschmack eine Rolle, genauso wie das Ausmaß der Vertrautheit mit dieser Art der Übersetzung von Filmen und die Frage, aus welcher Sprache synchronisiert wird. Speziell im deutschen Sprachraum sollte man sich bewußt sein, daß sich die Synchronisation längst durchgesetzt hat und ihre grundsätzliche Ablehnung etwas vom Kampf gegen die Windmühlen an sich hat. Sinnvoller schiene es, sich um eine möglichst gute Qualität der synchronisierten Filme zu bemühen und zu versuchen, entsprechende Kriterien festzulegen.

Probleme bei Synchronisationen

Für den Laien scheint die Übereinstimmung der Lippenbewegungen das wichtigste Kriterium bei der Synchronisation zu sein, doch finden sich in der – spärlich vorhandenen – Literatur zu diesem Thema höchst widersprüchliche Meinungen, die sich folgendermaßen zusammenfassen lassen. Theoretiker wie der schon erwähnte Mounin messen der Lippensynchronität größte Bedeutung zu, während ihr Synchronautoren keine absolute Priorität einräumen.⁷ Spricht man von Lippensynchronität, muß man jedoch zwischen quantitativer und qualitativer unterscheiden. Die quantitative (oder temporale) Synchronität betrifft die Dauer der sichtbaren Lippenbewegungen, und es herrscht Übereinstimmung darüber, daß ein zu frühes oder zu spätes Einsetzen bzw. Beenden des Synchrontextes auf jeden Fall vermieden werden soll, da Asynchronitäten in diesem Bereich relativ leicht wahrzunehmen sind.

Die Rolle der qualitativen Lippensynchronität wird jedoch unterschiedlich gesehen. Daß die prinzipielle Unmöglichkeit der Synchronisation anhand isolierter Wörter demonstriert werden kann, wurde schon erwähnt. Diese Art der Beweisführung geht jedoch implizit davon aus, daß der Sprecher deutlich artikulierend in Großaufnahme zu sehen ist; wenn dies tatsächlich der Fall ist, kann es für die Synchronautoren zur Qual werden, eine inhaltlich und lautlich gelungene Lösung zu finden.⁸ Die Praxis sieht jedoch meist so aus, daß es bei flüssiger Umgangssprache eines Schauspielers fast unmöglich ist, einzelne Laute zu identifizieren, und zwar vor allem auch deshalb, weil frontale Großaufnahmen in vielen Filmen nur einen kleinen Teil der Szenen ausmachen und die Schauspieler beim Sprechen oft nur aus der Ferne, von der Seite, von hinten oder überhaupt nicht zu sehen sind.

Mimik und Gestik der Originalschauspieler sind ein weiteres Kriterium, das bei der Synchronisation beachtet werden muß. Beide unterstützen die Intonation visuell, etwa durch Runzeln der Augenbrauen oder bestimmte Handbewegungen. Das Problem für die Synchronisateure liegt darin, daß diese Bewegungen ganz bestimmte Stellen der Rede markieren, und zwar in Korrelation mit der Syntax einer Sprache. Die Folge ist, daß diesbezügliche Schwierigkeiten beim Synchronisieren in dem Maße zunehmen, wie sich Ausgangs- und Zielsprache syntaktisch unterscheiden.

Die Übersetzung von Filmen ist jedoch nicht nur von filmspezifischen Faktoren abhängig, sondern hat auch Gemeinsamkeiten mit der Übersetzung anderer Arten von Texten (etwa Bühnenstücken), bei denen inhaltliche Erfordernisse im Mittelpunkt stehen. In der Regel wird versucht, »künstlerisch anspruchsvolle« Filme möglichst »werkgetreu« zu übersetzen, während etwa »anspruchlose« TV-Serien inhaltlich durchaus verändert werden können. Die inhaltliche Qualität einer Synchronisation kann auch nach ihrer kommunikativen Funktion beurteilt werden, wie dies Thomas Rowe tut, der sich auf *comedy films* bezieht. Bei diesen hält er die Synchronisation nur dann für gelungen, wenn das Publikum an den richtigen Stellen lacht, auch wenn dazu inhaltliche Veränderungen nötig sind.⁹

Betrachtet man die oben erwähnten Arten von Synchronität, die – zumindest theoretisch – einzuhalten sind, scheint es verständlich, daß die Synchronisation von Filmen gelegentlich als eine der höchsten Stufen in der Kunst des Übersetzens gesehen wird. In der Praxis kann sich jedoch zeigen, daß diese pauschale Glorifizierung nicht immer berechtigt ist, da eine genaue Analyse jeder einzelnen Szene und jeder übersetzten Dialogzeile eines Films u. a. folgende Ergebnisse zeitigt:¹⁰

Impressum

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache,
Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim.
Redaktion: Bernd Ulrich Biere (Leitung),
Dieter Herberg, Ulrike Simon,
Bruno Strecker, Eva Teubert
Druck: dvs Druck + VerlagsService GmbH,
Mannheim – ISSN 0178-664 X
Auflage: 2500
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: DM 16,-;
Einzelheft: DM 5,-.
Bezugsadresse:
Institut für deutsche Sprache,
Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim
Tel. 06 21/15 81-0

– Nur bei vereinzelt Shots sind die Lippenbewegungen deutlich zu sehen und verlangen deshalb strikte qualitative Synchronität

– Mimik und Gestik stellen trotz der beträchtlichen syntaktischen Unterschiede zwischen Englisch und Deutsch kein Hindernis für gelungenes Übersetzen dar.

Etwaige Fehler, Ungenauigkeiten oder einfach schlecht übersetzte Passagen lassen sich daher im allgemeinen nicht auf filmspezifische Erfordernisse zurückführen, sondern auf dieselben Ursachen wie etwa bei literarischen Übersetzungen: z. B. unrichtiges Erfassen der ausgangssprachlichen Vorlage oder sprachliche Mängel in Ausgangs- und Zielsprache. Daß die Mehrheit der deutschsprachigen Synchronisationen von sehr bescheidener Qualität ist, hat also weniger mit den filmspezifischen Erfordernissen zu tun als mit Ansprüchen, die man auch an jede andere Art von Übersetzung stellt.

Anmerkungen

- 1 In der Regel umfaßt ein Untertitel nicht mehr als 36 Buchstaben, die auf eine oder zwei Zeilen verteilt sind. Einzeiler sind 4 Sekunden lang zu sehen, Zweizeiler 6 Sekunden.
- 2 Müller-Schwefe, Gerhard: Zur Synchronisation von Spielfilmen. In: LWU 16 (1983), S. 131 - 143.
Dollerup, Cay: On Subtitles in Television Programmes. In: Babel 20.4 (1974), S. 197 - 202.
- 3 Balázs, Béla: Der Film. Wesen und Werden einer neuen Kunst. Wien 1949. Balázs war übrigens nicht nur ein vehementer Gegner synchronisierter Filme, sondern des Tonfilms überhaupt; für ihn war der Stummfilm die höchste Stufe der filmischen Kunst.
- 4 Burgess, Anthony: »Dubbing.« The State of the Language. Leonard Michaels, Christopher Ricks (Hrsg.). Berkeley 1980, S. 297 - 303.
- 5 Johnson, Marguerite: Read Their Lips. In: Time 14. 9. 1992, S. 60.
- 6 Mounin, Georges: Die Übersetzung. Geschichte, Theorie, Anwendung. München 1967.
- 7 Jadebeck, Helena: Aspekte der Filmsynchronisation. Dipl.-Arbeit. Univ. Heidelberg 1984.
- 8 Bei Großaufnahmen muß auf folgende Laute geachtet werden:
– Konsonanten: Bilabiale /p/, /b/, /m/; Labiodentale /f/, /v/; engl. *th*
– Vokale: gerundete wie /u/; stark gespreizte wie /i/.
- 9 Rowe, Thomas: The English Dubbing Text. In: Babel 6.3 (1960), S. 116 - 120.
- 10 Ich beziehe mich hier auf drei im Rahmen meiner Dissertation untersuchte Synchronversionen von Filmen des amerikanischen Regisseurs Woody Allen, die qualitativ höher zu bewerten sind als die rein »literarischen« Übersetzungen der Drehbücher.

Der Autor arbeitet am Institut für Anglistik der Universität Innsbruck. Er hat über das Thema: »Die große Illusion: Probleme und Möglichkeiten der Filmsynchronisation« promoviert. Die Arbeit erscheint demnächst bei WVT - Wissenschaftlicher Verlag, Trier.

Rezensionen

Sprache und Politik

Wengeler Martin: Die Sprache der Aufrüstung. Zur Geschichte der Rüstungsdiskussionen nach 1945.

Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1992, 345 S., DM 69,-

Martin Wengeler hat ein sehr wichtiges Buch zur rechten Zeit verfaßt. Denn die neunziger Jahre werden voraussichtlich von der Diskussion um Einsätze der Bundeswehr in aller Welt und unter allen Bedingungen bestimmt werden.

Da ist es hilfreich, sich nicht nur die Geschichte der deutschen Wiederbewaffnung nach dem Zweiten Weltkrieg im doppelten Sinne zu vergegenwärtigen, sondern auch die wiederkehrende Argumentation für eine »Politik« der Waffen.

Der verkaufsgerechte, recht allgemeine Buchtitel *Die Sprache der Aufrüstung* führt zunächst in die Irre. Denn Wengeler analysiert lediglich das jeweilige Vokabular von Aufrüstungsgegnern und -befürwortern, penibel in vier Phasen der vierzigjährigen Bundesrepublik Deutschland bis zur »Wiedervereinigung« definiert:

- Wiederbewaffnung (1948 - 1955)
- Atombewaffnung (1957 - 1959)
- Nachrüstung (1979 - 1983)
- Modernisierung der Kurzstreckenraketen (1987 - 1989).

Doch sind über diese engen geschichtlichen Erfahrungen hinaus markante Muster erkennbar. Wengeler rekapituliert sorgsam aus Quellen die sehr unterschiedlich gewichtete Diskussion um Aufrüstungen der fünfziger und der achtziger Jahre, vom Beginn bis zum Ende des »Kalten Krieges« – mit teilweise überraschenden Erinnerungsergebnissen. Er zeigt, daß Sprachkritik in den achtziger Jahren das »Legitimationsvokabular« der Rüstungsbefürworter so weit aufweichte, daß sich diese schließlich der Benennung ihrer Vorhaben fast völlig versagten – während in den fünfziger Jahren die Befürworter mit ihrer Kritik an der »Bekämpfungsvokabel« *Remilitarisierung* erfolgreich die Reorganisation des Heeres betrieben.

Martin Wengeler folgert daraus, daß eine »allgemeine gesellschaftlich-bewußtseinsmäßige Veränderung in der BRD« stattgefunden habe. Das macht Mut. Das ist mutig.

Denn allgemein gesellschaftlich-seinsmäßig hat das allerdings so recht nichts verändert, nicht in der BRD und wohl auch nicht anderswo: Die strittigen Rüstungsvorhaben wurden bis auf die »Modernisierung« umgesetzt.

Daher rührt auch der nachträgliche Beigeschmack der mehr als hinlänglich systematisierten sprachwissenschaftlichen Empirie (fast ein Viertel des Bandes zur Methodik!): sie bringt – trotz aller Originaltöne – die Wirklichkeit nicht zum Sprechen.

Da kann Wengeler noch so aufschlußreich sogar komplizierteste Kontroversen beispielsweise um die *Null-Lösung* entwirren. Und so sehr der Bedeutungswandel einzelner Begriffe wie *Nachrüstung* von der »Legitimations-« zur »Bekämpfungsvokabel« anschaulich und umfassend belegt wird – von heute aus gesehen bleiben es wundersam isolierte, wenn auch »lexikalisierte« Zeit-Wörter in einer politischen Landschaft, deren Konturen eigenartigerweise kaum gegenwärtig sind.

Notizen zu den Zeitläuften, welche Ereignisse wie beispielsweise der »Sputnikschock« oder gar die »Havarie« von Tschernobyl das öffentliche Bewußtsein im Beobachtungszeitraum über den Sprachstreit hinaus prägten, hätten die Analyse verdichtet.

Gewiß, eine zu späte Anregung eines Rezensenten. Dennoch könnte sie die Lektüre erleichtern, wenn der Leser diese Ergänzungen für sich nachträgt. Dies wird ohnehin außerhalb der offenkundig in erster Linie angesprochenen Sprachwissenschaftler-Kreise nicht ausbleiben. Denn beispielsweise Politologen werden erst die Brauen höher ziehen und Historiker mit den Füßen scharren angesichts einiger nicht-sprachwissenschaftlichen Folgerungen. Allzu notwendig wäre zumindest die politologische Unterscheidung zwischen »Akzeptanz« und »Legitimation« in der demokratischen Öffentlichkeit gewesen, die sich nicht nur in Begriffen ausdrückt.

Das ist nicht allein ein Fehler des Autors. Es wird in Wengeler Analyse vielmehr überdeutlich, daß die Sozialwissenschaften bisher nicht in vergleichbarer Genauigkeit ergründet haben, warum denn beispielsweise in der sogenannten »Raketenwahl« 1983 die Mehrheit der bundesdeutschen Wähler sich ausgerechnet für die Rüstungsbefürworter entscheidet – also sie tatsächlich (im Gegensatz zu Wengeler sprachwissenschaftlichen Schlüssen) »legitimiert«, während diese doch gleichzeitig nach Wengeler im öffentlichen Diskurs und nach damaligen Be-

völkerungsumfragen eigentlich in der Defensive waren, mithin keinerlei »Akzeptanz« hatten.

Insofern hat Wengeler Untersuchung neben der Aktualität zusätzlich eine interdisziplinär wissenschaftliche Wichtigkeit: Es muß nun nachgefragt werden, welche Defizite der Demokratie denn inzwischen daraus erwachsen sind, daß – wie Wengeler begründet schlußfolgert – die Weiterrüstung hinter vorgeblichen Abrüstungserfolgen versteckt wird und die gesteigerte sprachliche Sensibilität der Rüstungsgegner wohl demnächst mit der Sprachlosigkeit der Rüstungsbefürworter beantwortet werden wird. Dafür liefert Wengeler wesentliche empirische Eckpunkte.

Rainer Jogschies

Armin Burkhardt, K. Peter Fritzsche (Hrsg.): Sprache im Umbruch. Politischer Sprachwandel im Zeichen von »Wende« und »Vereinigung« (= Sprache, Politik, Öffentlichkeit, Band 1) Berlin/New York: de Gruyter 1992, 314 S., DM 148.–

Ein sinnfälligeres Thema ist für den Band 1 einer Publikationsreihe mit dem Titel »Sprache, Politik, Öffentlichkeit« kaum vorstellbar: Nur selten ist Gelegenheit, so vielfältige und greifbare Wirkungen des Beziehungsgeflechtes dieser drei Bereiche zu studieren wie in der historisch kurzen »Wende«-Zeit 1989/90. Der Band enthält – mit einer Ergänzung – die Beiträge der politologisch-linguistischen Tagung »Sprache im Umbruch. Sprachwandel in der DDR«, die mit Teilnehmern aus dem Ost- und dem Westteil Deutschlands vom 3. - 5. Dezember 1990 in Braunschweig stattgefunden hat. Die 13 Beiträge sind in drei Gruppen gebündelt: DDR-Retrospektive (2), Sprache der »Wende«-Zeit (6), Politische Sprache zwischen »Wende« und »Vereinigung« (5). Sowohl insgesamt als auch innerhalb der Gruppen unterscheiden sich die Aufsätze nach Erkenntnisinteresse, Ansatz und Durchführung zum Teil erheblich voneinander; neben linguistisch orientierten, sprachnahen Beiträgen stehen – gemäß dem Tagungskonzept – solche mit stärker politologischer Ausrichtung.

Das gründliche 15seitige Vorwort der Herausgeber führt nicht nur knapp in die Einzelstudien ein, sondern ordnet – aus der Sicht von Mitte 1992 – die Unternehmung und ihren veröffentlichten Ertrag in den historischen Kontext ein: »Die Tagung (...) war ur-

sprünglich geplant worden mit dem Ziel der Bewältigung der Gegenwart; was nun tatsächlich bleibt, ist die Aufarbeitung des Vergangenen« (S. XX). Das ist nicht wenig. Die schon vorliegenden, die laufend weiter erscheinenden und die – beispielsweise im IDS – noch in Arbeit befindlichen Untersuchungen zur Sprache der »Wende«-Zeit belegen das anhaltende Forschungsinteresse an dieser Thematik und das Bedürfnis nach Auseinandersetzung auch mit den sprachlichen Aspekten dieser für die Identitätsfindung der Deutschen so entscheidenden Phase.

Mit den beiden der »DDR-Retrospektive« gewidmeten Texten werden einige Verständnishilfen für die nachfolgenden Beiträge gegeben: im ersten wird die politische Kultur in der DDR konzentriert und dennoch differenziert beschrieben (R. Rytlewski), der zweite führt mit dem verbreiteten »Wörterbuch der Philosophie« von G. Klaus/M. Buhr ein markantes Beispiel der politischen Reglementierung und Instrumentalisierung von Sprache im real existierenden Sozialismus vor (N. Kapferer).

Alle sechs der der Sprache der »Wende« i.e.S. gewidmeten Beiträge sind in gewisser Weise Variationen über das Thema von J. Volmerts Aufsatz: *Auf der Suche nach einer neuen Rhetorik*. Allein dreimal werden die Ansprachen auf den Massendemonstrationen im November 1989 zum Thema gemacht, wobei die Alexanderplatz-Rede von Christa Wolf im Zentrum der Betrachtung steht. Während R. Hopfer die Rede als Muster für eine neue, demokratische Diskurskonstellation analysiert, legt Ch. Schäffner das spezifische Problem von Fehlübersetzungen bei der Übertragung dieser Rede ins Englische dar, die aus unzureichendem Hintergrundwissen der Übersetzenden resultieren. Eindrucksvoll miterlebbar wird das Ringen um eine neue Rhetorik in Volmerts vergleichender Untersuchung von Reden auf der Leipziger Montags-Demo vom 6. 11. und auf der Berliner Großdemonstration vom 4. 11., deren Tonband-Transkripte bzw. Texte beigegeben sind. Beide zeitlich eng benachbarten Ereignisse stehen nicht nur für unterschiedliche Stile einer neuen Demonstrationenkultur, sondern werden auch »als Exponenten von zwei unterschiedlichen Phasen desselben revolutionären Prozesses« betrachtet. Die politischen Losungen des Herbstes 1989, bekannt als »Demosprüche«, bilden ebenfalls ein dankbares und bereits mehrfach beackertes Untersuchungsfeld; im Beitrag von R. Reiher werden einige von ihnen linguistisch analysiert und mit Losungen von 1975

und 1990 verglichen. Reichliches und überzeugendes Sprachmaterial präsentiert auch A. Burkhardt in seiner ausführlichen Abhandlung zur Sprache der Volkskammer, in der er nachweist, daß der DDR-Parlamentarismus nach der »Wende« wohl gewisse Elemente eines neuen Stils gefunden, eine eigene Sprache jedoch nicht zu entwickeln vermocht hat. Zu einem ähnlichen Befund auf dem ganz anderen Gebiet neuer Schulbücher gelangt K. P. Fritzsche (vgl. auch SPRACHREPORT 4/90).

Die in der dritten Gruppe zusammengefaßten fünf Aufsätze sind stärker wort- und begriffsbezogen orientiert. Als Schlüsselwörter der Phase zwischen »Wende« und »Vereinigung« werden in drei der Beiträge »deutsch« und »Deutschland« herausgestellt und unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet: Während F. Hermanns und P.-H. Gruner Wahlplakate und Wahlkampfmaterialien von 1990 auf ihren Umgang mit dem Deutschland-Begriff hin untersuchen, diskutiert W. Teubert die Frage der nationalen Identität der Deutschen, wobei er zu dem Schluß kommt, daß sich die Deutschen wohl in erster Linie als Abstammungsgemeinschaft, wenn auch eng verwoben mit Sprach- und Kulturaspekten, definieren. Die diskursprägende Kraft, aber auch die erkenntnishemmenden Grenzen des Sprachsymbols vom »gemeinsamen europäischen Haus« erörtert D. Schirmer.

Nicht frei von spekulativen Zügen ist der (englischsprachige) Aufsatz von Ch. De Landtsheer, die sich der politischen Sprache der Vereinigung mit einem Ansatz der »Politischen Semantik« zu nähern und Erkenntnisse aus ihrer Langzeit-Fallstudie zum politischen Sprachwandel in Flandern auf die Metaphernentwicklung im Osten Deutschlands anzuwenden versucht: ein Anwachsen der Unsicherheit und Realitätsflucht lasse eine Zunahme von Krankheits- und Todesmetaphern erwarten.

Dieser der Analyse und Dokumentation ausgewählter sprachlicher Veränderungen dienende Band gesellt sich zu bereits erschienenen oder in Vorbereitung befindlichen Publikationen mit verwandter Zielsetzung. Aus der Perspektive von Ende 1990 beleuchtet und erklärt er wesentliche Phänomene des öffentlichen Sprachgebrauchs 1989/90 in der DDR und liefert damit nützliche Bausteine zum Verständnis dieser Umbruchzeit. Das erschöpfende »letzte Wort« zur »Wende«-Sprache kann und will er freilich nicht sein.

Dieter Herberg

»Die ganze lebendige Wirksamkeit des Wortes ...«

Wilhelm von Humboldt und Carl Gustav Jochmann im Gespräch

Die jeweils Lebenden erblicken sich im Mittag der Geschichte. Sie sind gehalten, der Vergangenheit ein Mahl zu rüsten. Der Historiker ist der Herold, welcher die Abgeschiedenen zu Tische lädt.

Walter Benjamin (um 1939)



Bildnis Wilhelm von Humboldts

Wären sie sich je begegnet, dann wohl nur im Hôtel des Deux-Siciles, Rue Richelieu, Paris, wo von der Französischen Revolution bis zu seinem Tod der preußische Graf Gustav von Schlabrendorf (1750 – 1824) wohnte. Wilhelm von Humboldt (1767 – 1835) und Carl Gustav Jochmann (1789 – 1830) gingen, wie viele andere Berühmte und Unbekannte auch, bei dem Grafen ein und aus. In ihm fanden sie einen Gesprächspartner, der im Laufe seiner Studien tiefe Einsichten in die Etymologie, die Wortbildung und den Sprachvergleich gewonnen, diese aber nie in ausgearbeiteter, schriftlicher Form festgehalten hatte. Schlabrendorf verströmte sich in der Rede. Die wenigen Spuren seiner Sprachforschungen finden sich in den Werken anderer: Am ausführlichsten berichtet Jochmann in dem Kapitel »Ueber den Rhythmus« seiner Schrift »Ueber die Sprache« (1828) von Schlabrendorfs Gedanken zu Phonologie und Morphologie, zu Poesie und Prosa, zu Mündlichkeit und Schriftlichkeit, zur gesellschaftlichen Bedeutung der Sprache. Auch Humboldt erwähnt in seinen Tagebüchern und Briefen des öfteren manchen linguistischen Gedanken des Grafen. Beide, der Sprachwissenschaftler Wilhelm von Humboldt und der Sprachkritiker Carl Gustav Jochmann, sind angeregt von Schlabrendorf, ja, vielleicht kann man sie sogar als seine Schüler in sprachlichen Dingen bezeichnen. Doch ihre eigenen Wege waren verschieden – wie verschieden, das mag der folgende fiktive, in seinem Kern aber aus Zitaten bestehende Dialog zeigen.

WvH: »Der Graf erzählte mir, daß Sie schon seit längerem sich auch Fragen des Sprachstudiums zugewandt und, mit seiner Anleitung, schon erhebliche Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht haben. Sie forschen ebenfalls nach einem allgemeinen Alphabet der Völker?«

CGJ (etwas unsicher): »Gewiß verdanke ich den Bemerkungen des Grafen Begriffe hinsichtlich mehr als eines Gegenstandes, und besonders zu der Zeit, da Forschungen über den Ursprung und Bau der Sprache seine Lieblingsbeschäftigung ausmachten, hörte ich ihn fast täglich sprechen, sonderlich über den Rhythmus, der ja allem Leben, und so auch der Sprache, zum Grunde liegt. Ein allgemeines Alphabet der Völker? Nein, es ist eher die Bedeutung der Sprache im menschlichen Leben und in der Gesellschaft, die mich beschäftigt. Aber solche Erörterungen dürften Ihnen, der Sie sich doch ganz dem vergleichenden Sprachstudium zugewandt haben, schwerlich Unterhaltung gewähren.«

WvH (lächelnd): »Nun, lassen wir es darauf ankommen. Das Zusammenwirken der Individuen und Nationen, sonderlich auf dem Gebiet der Sprache, gehört doch auch zu meinen Überlegungen. Aber, um uns zu verstehen, müssen wir uns zunächst über das Wesen der Sprache verständigen. Sie neigen auch hier den Gedanken des Grafen zu?«

CGJ (zögernd): »Erlauben Sie, daß ich ein wenig aushole. Der Mensch, so scheint mir, hat eine Sprache und bedarf ihrer, um zu verstehen und sich verständlich zu machen. Er hätte, als ihres Gleichen, auch ohne Sprache unter den Tieren leben können, aber sollten sie ihm untertan, sollten sie ihm Gegenstände des Nachdenkens und überlegter Absichten werden, so mußte er sie unterscheiden, das heißt bezeichnen lernen. Zwar würden wir, wie es das Beispiel der Tiere beweist, auch ohne silbenmäßig ausgebildete Sprache fähig sein, Bedürfnisse zu befriedigen und Empfindungen mitzuteilen, aber wir kämen in unserer Entwicklung kaum über die tierische hinaus. Äußere Erscheinungen würden wir uns durch bloße Bilder des Gedächtnisses vergegenwärtigen können, aber Gedanken, im engeren und innern Sinne, die

Erzeugnisse der Urteilskraft, sind ohne Worte völlig so undenkbar als unaussprechlich. Denk- und Sprachvermögen des Menschen hängen also ganz wesentlich zusammen, und beide führen den Menschen erst ganz seiner eigentlichen Bestimmung zu. Doch es gibt eine Schwierigkeit. Um eine Sprache fertig zu sprechen, soll man in ihr denken; sehr wahr, aber ebenso wahr, daß man, um in ihr zu denken, sie fertig sprechen muß. Der deutliche Ausdruck setzt einen klaren Gedanken voraus, aber ebenso gewiß ein klarer Gedanken den passenden Ausdruck; denn ist alle Rede nur ein lautes Denken, so ist hingegen, und eben darum, alles Denken auch nur ein lautloses, ein gedachtes Reden. Worte sind es, in welchen wir denken, und beide, unser Denk- und Sprachvermögen, einander gegenseitig bedingend, entwickeln sich so durchaus gleichzeitig und stehen in einem so innigen Zusammenhange, daß die Bestimmung desjenigen von ihnen, das dem andern vorgeht oder zum Grunde liegt, unauflöselichen Schwierigkeiten unterworfen, jede getrennte und einseitige Ausbildung des einen oder des andern aber notwendig mangelhaft erscheint. Und darum kommt alles darauf an, der Sprache Luft und Licht zu verschaffen, in denen sie sich am vorteilhaftesten ausbilden kann. Denn nur der vielseitigere Gebrauch einer Sprache im Leben selbst ist es, was ihren Wert bestimmt.«

WvH: »Ich gebe Ihnen recht: Die Sprache ist nichts anderes als das Komplement des Denkens. Daher kann auch die Sprache nicht anders als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muß in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstoß, sondern als artikulierte, einen Begriff bezeichnende Laut verstehe, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Kurz, der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein. Doch gehen wir noch einen Schritt weiter. Ich meine, daß sich in der Sprache auch das Bestreben ausdrückt, die äußeren Ein-

drücke und die noch dunklen inneren Empfindungen zu deutlichen Begriffen zu erheben und diese zur Erzeugung neuer Begriffe miteinander zu verbinden. Nun ist das Wort freilich insofern ein Zeichen, als es für eine Sache oder für einen Begriff gebraucht wird, aber nach der Art seiner Bildung und seiner Wirkung ist es ein eignes und selbständiges Wesen, ein Individuum. Die Summe aller Wörter, die Sprache, ist eine Welt, die zwischen der erscheinenden außer und der wirkenden in uns in der Mitte liegt.«

CGJ: »Gewiß hat sich jedes Wort zunächst auf einen Sinneneindruck bezogen und ursprünglich eine äußere Wahrnehmung zu bezeichnen gedient. Auch der abgezogenste Begriff, dem Geiste gleich, dem er gehört, offenbart sich uns nur in einer irdischen Hülle, und wir forschen im einen wie im andern Falle vergebens nach den Bestimmungsgründen dieser wunderbaren Verschmelzung. Aber mögen uns nun übersinnliche Vorstellungen selbst oder bloße Anlagen dazu angeboren sein, mögen wir im Gedanken eine bloße Verklärung des Wortes, oder im Worte eine Verkörperung des Gedankens erkennen wollen, die Tatsache des innigeren Zusammenhanges dieser Hülle, und eben dieser Hülle mit einem höheren, geistigen Leben, während jedes untergeordnete auch in andern Körpern zu gedeihen vermag, ist unter beiden Voraussetzungen, wenn auch keiner Erklärung fähig, doch ebensowenig in Abrede zu stellen als zu erklären.«

WvH: »Nun, ich denke, so wenig das Wort ein Bild der Sache ist, die es bezeichnet, ebensowenig ist es auch gleichsam eine bloße Andeutung, daß diese Sache mit dem Verstande gedacht oder der Phantasie vorgestellt werden soll. Von einem Bilde wird es durch die Möglichkeit, sich unter ihm die Sache nach den verschiedensten Ansichten und auf die verschiedenste Weise vorzustellen, von einer solchen bloßen Andeutung durch seine eigne bestimmte sinnliche Gestalt unterschieden. Aber das Wort ist nun bei weitem nicht bloß ein leeres Substratum, in das sich verschiedene Einzelheiten der Sache hineinlegen lassen, sondern es ist eine sinnliche Form, die durch ihre schneidende Einfachheit unmittelbar anzeigt, daß auch der ausgedrückte Gegenstand nur nach dem Bedürfnis des Gedankens vorgestellt werden soll, durch ihre Entstehung aus einer selbsttätigen Handlung des Geistes die bloß auffassenden Seelenkräfte in ihre Grenzen zurückweist, durch ihre Veränderungsfähigkeit und die Analogie mit den übrigen Sprachelementen den Zusammenhang vorbereitet, den das Denken in der Welt zu finden und in seinen Erzeugnissen hervorzubringen bemüht ist und endlich durch seine Flüchtigkeit, auf keinem Punkt zu verweilen, sondern von allen dem jedesmaligen Ziele zuzueilen gebietet. In allen diesen Hinsichten ist die Art der sinnlichen Form, die nicht gedacht werden kann, ohne nicht auf noch zu untersuchende vielfache Weise selbst als solche seine Wirkung auszuüben, auf keine Weise gleichgültig. Es läßt sich daher mit Grund behaupten, daß auch bei durchaus sinnlichen Gegenständen die Wörter verschiedener Sprachen nicht vollkommene Synonyma sind.«

CGJ: »Bedenken Sie, daß bei einem unmittelbar in die Sinne fallenden Gegenstand beides, die Sache und ihre Benennung, sich den Sinnen und vermittelt ihrer dem Gedächtnisse einprägt. Wir gedenken der erstern, wenn wir die andre aussprechen hören, wie wir bei dem Wahrnehmen jedes andern auch nicht hörbaren Zeichens uns ebenfalls die bereits gegebene Vorstellung, die wir etwa daran geknüpft hatten, vergegenwärtigen. Dieser Punkt scheint mir wichtig bei der Beantwortung der Frage – mit der, nebenbei, ich mich ein wenig beschäftigt habe –, in den Besitz welcher Art von Kenntnissen und Begriffen ein Volk sich nur durch Einkleidung derselben in seine eigne, von allem durchaus gereinigte Sprache zu setzen vermag. Ganz anders hingegen verhält sich's da, wo nicht von äußern Erscheinungen, sondern dem Wechsel unsers innern Lebens, nicht von Körpern oder Eindrücken, die als fertige Erzeugnisse der Natur oder Kunst, leidend von uns empfangen werden, sondern von Begriffen, den eignen Erzeugnissen eines tätigen Denkvermögens, die Rede ist.«

WvH: »Ja, wo von unsinnlichen Gegenständen die Rede ist, erlangt das Wort eine weit größere Wichtigkeit, indem es sich noch bei weitem mehr als bei sinnlichen von dem gewöhnlichen Begriff eines Zeichens entfernt. Gedanken und Empfindungen haben gewissermaßen noch unbestimmtere Umrisse, können von noch mehr verschiedenen Seiten gefaßt und unter mehr verschiedenen sinnlichen Bildern, die jedes wieder eigne Empfindungen erregen, dargestellt werden. Wörter dieser Art sind daher, auch wenn sie Begriffe anzeigen, die sich vollkommen in Definitionen auflösen lassen, noch weniger gleichbedeutend zu nennen.«

CGJ: »Jede Erinnerung an Erzeugnisse unsres Denkvermögens ist naturgemäß eine, wenn auch noch so sehr zur Fertigkeit gewordene und in gewisser Art bewußtlose, doch immer wirklich von Neuem geschehende Erzeugung derselben. Und da die Verrichtungen des Denkvermögens mit Worten, gerade wie Rechnungen mit Zahlen, bewerkstelligt werden, so ist es im einen Falle so wenig einerlei, ob der aus unserm Nachdenken hervorgehende Begriff mit einem aus lauter zufälligen und fremdartigen Bestandteilen, oder solchen, die uns in allen ihren Beziehungen und Eigenschaften bekannt sind, zusammengesetzten Worte ausgedrückt wird, als es im andern gleichviel ist, ob wir durch unsre Berechnung zu einem in bestimmten Zahlen enthaltenen Ergebnisse gelangen oder nicht. Denn gerade in seiner Verwandtschaft mit andern Ausdrücken, gerade in seinen Beziehungen auf andre Vorstellungen, als die es unmittelbar erwecken soll, besteht ja oder zeigt sich wenigstens der Sinn, und an alle diese Beziehungen erinnert ja eben die jedesmalige Beschaffenheit oder Zusammensetzung eines Wortes.«

WvH: »Lassen Sie mich resümieren: Da die Sprache zugleich Abbild und Zeichen, nicht ganz Produkt des Eindrucks der Gegenstände und nicht ganz Erzeugnis der Willkür des Redenden ist, so tragen alle besonderen in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften, aber die jedesmalige Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, außer ihrer eigenen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüts, das Wort mehr als Abbild oder mehr als Zeichen nehmen zu wollen. Mit dieser Bestimmung haben wir uns wohl grundsätzlich über die Natur der Sprache im allgemeinen verständigt. Aber eines scheint mir noch nicht geklärt. Ich sagte, die Sprache sei gleichsam eine Welt, die zwischen der erscheinenden außer und der wirkenden in uns in der Mitte liegt. Gewiß steht weder in den Begriffen noch in der Sprache selbst irgendetwas vereinzelt da. Die Verknüpfungen wachsen aber den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüt in innerer Ein-



Vermutetes Porträt von Carl Gustav Jochmann
(Aus dem Archiv v. Sengbusch, Riga, jetzt Schloß Assumstadt)

heit tätig ist, wenn die volle Subjektivität einer vollendeten Objektivität entgegenstrahlt. Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt, und jede dieser Einwirkungen läßt eine leise Spur in der Sprache zurück. Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, daß die Sprache nicht bloß Austauschmittel zu gegenseitigem Verständnis, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muß, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr zu finden und in sie zu legen. Die Sprache nämlich, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Akt, eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes, und dieser Akt ist in jeder Sprache ein individueller, in einer von allen Seiten bestimmten Weise verfahren. Begriff und Laut, auf eine ihrem wahren Wesen gemäße, nur an der Tatsache selbst erkennbare Weise verbunden, werden als Wort und Rede hinausgestellt und dadurch wird zwischen der Außenwelt und dem Geiste etwas von beiden Unterschiedenes geschaffen.«

CGJ (*etwas abwesend*): »Es fällt schwer, hier Ihren Gedanken zu folgen. Sicherlich, eben insofern jede Sprache die Leistungen unsers Denkvermögens erleichtert, ja bedingt, insofern sie dem Gedanken im engeren Sinne, dem näheren Angehörigen des Geistes eine Brücke in das Reich der Erscheinungen baut, ist sie das große Werkzeug aller menschlichen Entwicklung, und eine vollendete und selbständige Ausbildung derselben ist in jedem einzelnen Falle das dringendste Bedürfnis ihrer Besitzer. Aber ich denke nicht, daß man die Sprache vom Menschen trennen kann. Gewiß gibt es einen jeweiligen Sprachgebrauch, unabhängig von jedem einzelnen, in den auch kein einzelner eingreifen kann ...«

WvH (*ungeduldig*): »Nein, nicht vom Gebrauch, sondern immer noch vom Wesen der Sprache rede ich. Nehmen Sie die Verknüpfung des Begriffs mit dem Laute. Hier wird durch die Verbindung etwas Neues geschaffen und wirklich als etwas Ideales – für sich Bestehendes – gesetzt. Der Geist also schafft, stellt sich aber das Geschaffene durch denselben Akt gegenüber und läßt es, als Objekt, auf sich zurückwirken. So entsteht aus der sich im Menschen reflektierenden Welt zwischen ihm und ihr die ihn mit ihr verknüpfende und sie durch ihn befruchtende Sprache. Der wahre Vorzug einer Sprache – und in diese Richtung gehen meine Gedanken weiter – besteht darin, den Geist durch die ganze Folge seiner Entwicklungen zu gesetzmäßiger Tätigkeit und Ausbildung seiner einzelnen Vermögen zu stimmen oder, um es von seiten der geistigen Einwirkung auszudrücken, das Gepräge einer solchen reinen, gesetzmäßigen und lebendigen Energie an sich zu tragen. Man muß die Sprache nämlich nicht sowohl wie ein totes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahieren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittlung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der innren Geistes-tätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluß zurückgehen. Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Sie selbst ist kein Werk, kein Ergon, sondern eine Tätigkeit, Energieia. Sie ist die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen. Sprache ist deshalb nicht bloß die Bezeichnung des unabhängig von ihr geformten Gedankens, sondern selbst das bildende Organ des Gedankens. Und hieraus ergibt sich nun, daß das Denken nicht bloß abhängig von der Sprache überhaupt ist, sondern, bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten. Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes voneinander leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Und hierin, so meine ich, ist der Grund und letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten.«

CGJ: »Ja, Sprachen sind geistige Völkergesichtsbildungen. Wie zum Stamm die Rinde, die mit ihm erstarkt und wächst, verhält sich die eigne Sprache zu dem Volke, dem sie gehört.«

WvH: »Lassen Sie mich fortfahren: Durch denselben Akt, vermöge welchen der Mensch die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinaus-zugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren Sprache hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache, auf

die richtige Art benutzt, ist daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht, da jede das ganze Gewebe der Begriffe und der Vorstellungsweise eines Teils der Menschheit enthält. Wenn nun aber in den zu höherer Ausbildung gediehenen Sprachen eigne Weltansichten liegen, so muß es ein Verhältnis dieser nicht nur zueinander, sondern auch zur Totalität aller denkbaren geben. Und Sie haben recht. Die Geistes-eigentümlichkeiten und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andre müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden. Denn die Intellektualität und die Sprache gestalten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker. Ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nicht identisch genug denken. Mir scheint, daß für die praktische Anwendung, also für die Sprach-betrachtung, besonders darauf zu achten ist, bei keinem niedrigeren Erklärungsprinzip der Sprachen stehenzubleiben, sondern wirklich bis zu dem höchsten und letzten hinaufzusteigen und als den festen Punkt der geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, daß der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geistes-eigentümlichkeit der Nationen selbst ist. Wer von der Schönheit dieses Baues nicht ergriffen ist, hat ihn nie in seinem Zusammenhange zu durchschauen versucht; und in der Tat werden die Sprachen dermaßen als Mittel zu andern wichtigeren Zwecken betrachtet, daß die meisten, Gelehrte und Sprachgelehrte nicht ausgenommen, ihr ganzes Leben hindurch in ihnen herumwandern, ohne sich einmal auf den Standpunkt zu stellen, von welchem sie das Ganze und seine Anordnung zu übersehen imstande wären. Den Gedanken, die ganze Masse des Sprachvorrats so vollständig als möglich zu sammeln, nach allen denkbaren Gesetzen der Analogie zu vergleichen und daraus einmal, als aus einer Wirkung, auf die Verfahrungsart des Menschen, die Sprache zu erfinden und fortzubilden, rückwärts, dann aber, als aus einer Ursache, auf die eigne Bildung desselben vorwärts zu schließen, und zwar beides immer zugleich mit philosophischer Rücksicht auf seine allgemeine Natur und mit historischer auf die verschiedenen Schicksale der Völker – dieser Gedanke, behaupte ich, ist es, den man bisher übersehen hat und der so sehr eine ernsthafte Betrachtung verdient, daß mit ihm nicht zwar eine neue Wissenschaft, aber ein neues Studium in die Reihe der bisherigen eingeführt wird.«

CGJ: »Es stimmt, man hat es uns Deutschen zum Vorwurfe gemacht, Kleinigkeiten mit großer Breite und Wichtigkeit abzuhandeln. Man hätte uns billig dagegen anrechnen sollen, daß wir die wichtigsten Dinge mit desto größerem Leichtsinn abzufertigen verstehen. Bisher gab es kaum Versuche, die Entstehung der Sprache geschichtlich und erklärend viel mehr als lehrartig und gesetzgeberisch zu erklären. Ich verstehe deshalb durchaus Ihre Haltung, und aus meiner, leider nur auf das Englische und Französische beschränkten Kenntnis der Sprachen vermag ich das meiste von dem, was Sie ausführten, auch mir lebhaft vor Augen zu stellen. Meine Betrachtung der Sprache allerdings richtet sich eher auf ihren, wie ich meine, wichtigsten Zweck, auf den eines allgemeinen Werkzeuges gesellschaftlicher Entwicklung. Meinen Sie nicht auch, daß, um gut zu sprechen, es auf etwas mehr noch ankommen dürfte – als das Wort? Wodurch bildet sich denn eine Sprache? Nur die allgemeinere Anwendung der Sprache bildet endlich einen Sprachgebrauch, umfassend und vollendet genug, um in einem weiteren Kreise und für längere Zeit feste und allgemeingültige Regeln abzugeben, nur die öftere und mannigfachere Notwendigkeit, sich durch die Rede zu verständigen, zwingt und lehrt vermöge zweckmäßiger Wortfügungen zu Verständlichkeit zu gelangen. All dies haben wir in Deutschland nicht, ja wir haben noch nicht einmal ein Volk, und deshalb auch noch nicht die Sprache. Aber nach dem, was Sie als die Aufgabe der Sprachforschung vorgestellt haben, dürften Ihnen Überlegungen in dieser Richtung kaum nahe sein.«

WvH (*ins Leere blickend*): »Ich denke schon, daß in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten kann, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst und dieser in eigner Erschlaffung nicht mehr selbstschöpferisch mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt. Dies ist dann sozusagen ein zweites Ermatten der Sprache, wenn man das Absterben ihres äußeren Bildungs-triebes als das erste ansieht. Bei dem zweiten welkt die Blüte des Charakters, von diesem aber können Sprachen und Nationen wieder durch den Genius einzelner großer Männer geweckt und emporgerissen werden.«

CGJ: »Gerade hier muß ich ganz anders denken. Unter uns Deutschen überwog und verdrängte noch jedesmal der Genius des einzelnen den allgemeineren der Sprache, eben weil dieser, der sich aus den Gesinnungen und Lebensäußerungen eines ganzen Volkes entwickeln muß, bei deren Bedeutungslosigkeit noch zu keiner festen und selbständigen Haltung gekommen war.«

WvH: »Natürlich, wenn die Sprache zugleich volkstümlich und gebildet bleiben soll, muß die Regelmäßigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen.«

CGJ: »Aber dies war in Deutschland nicht der Fall. Nehmen Sie Klopstock, Johannes Müller und wie viele noch sonst. Sie hatten alle nicht nur ihren eigenen Stil, sondern auch ihr eignes Deutsch, ein vortreffliches zum Teil, aber doch nur ihres, und höchstens nach der Mode, aber nie im Gebrauch.«

WvH: »Die Sprache hat doch aber in der Tat die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als eine Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu teilen und als diese vielen gegen die Sprachen anderer Nationen mit bestimmten Charakter als eine zu vereinigen. Wie verschieden jeder dieselbe Muttersprache nimmt und gebraucht, dies findet man freilich, wenn es nicht schon das gewöhnliche Leben zeigte, gerade in der Vergleichung bedeutender Schriftsteller bezeugt, deren jeder sich seine eigne Sprache bildet.«

CGJ (aufgeregt): »Aber wer nennt uns Deutschen denn das einheimische Werk, das fest genug im deutschen Boden wurzelte, um die vollkommenste Verpflanzung in einen andern unmöglich zu machen, in dem Einkleidung und Gedanke, wie Leib und Seele so unzertrennlich zusammenhängen, daß man Deutschland und seine Sprache kennen müßte, um es zu würdigen? Die Blüten der deutschen Literatur entfalten sich nicht an den Zweigen eines einzigen, festen Stammes. Wie Wasserpflanzen schwimmen sie auf einer beweglichen Oberfläche, wohin der Strom der Mode oder irgendeine Wahlverwandtschaft sie treibt. Wie ein Spiegel fremde Farben am treuesten zurückstrahlt, wenn er selbst keine hat, so fügte sich die deutsche Sprache – auch wie ein Spiegel

nichts Inneres offenbarend, sondern immer nur Äußeres abspiegelnd – in Ermangelung eines eigentümlichen Wesens jeder fremden Manier. Andere Völker behaupteten ihre Sprache gegen Eroberungen und Völkerwanderungen, die unsrige zu verdrängen genügt es einer Nachbarschaft. Um den Deutschen flattert sein innigstes Eigentum, ein loses Gewand, leicht und wandelbar getragen und – vertauscht. Und warum dies alles? Außer dem engen Kreise des häuslichen Bedürfnisses und etwa noch der Kanzel mit ihrem Wechselfieber einer hitzigen Polemik oder frostigen Sittenrederei war in Deutschland für die Sprache nirgends ein Raum vorhanden, in dem sie gehört werden konnte, nirgends einer, in dem sie durch lebendigen Gedankenaustausch sich hätte bilden können. Die Wohltaten einer edleren Anwendung ihres Reichtums in dem freieren öffentlichen oder höheren gesellschaftlichen Leben eines zahlreichen Mittelstandes erfuhr sie nie. Eine Gesellschaft im besseren Sinne des Wortes, eine Gesellschaft, wie sie an Höfen so wenig als in Dorfschenken zu Hause ist, besitzen wir kaum in einigen schwächlichen Versuchen. Herren und Knechte aber sind keine guten Sprecher. Besäßen sie auch die Fähigkeit, es zu werden, die einen wagten, die andern brauchten es nicht zu sein. Schließlich geht das öffentliche Leben der Deutschen doch nur in Schreibstuben und auf Paradeplätzen vor, und der armen Sprache werden auf den Marterbänken unsrer Kanzleien, den Arbeitstischen regierender Geschäftsleute alle Gliedmaßen verstümmelt oder aus ihren Fugen gereckt, um sie bald in diktatorischer Kürze aufstampfen und bald in untertäniger Breite hinkriechen zu lassen, während Sinn und Klang in beiden Fällen zugrunde gehen.«

WvH (sich abwendend): »Ich sehe jetzt, wohin Sie schreiten. Bei manchen Gemeinsamkeiten in den Anfangsgründen – unsere Wege scheinen mir verschieden. Sie gehen den Weg der Kritik, ich den der Philosophie, und beide Wege führen wohl nicht zum gleichen Ziel. Aber Sie entschuldigen mich. Meine Kutsche, die mich nach Tegel zurückbringen soll, wartet gewiß schon. Leben Sie wohl.«

CGJ (ihm nachblickend): »Leben Sie wohl, Herr Minister«

Der Autor arbeitet am Seminar für Deutsche Sprache und Ältere Literatur der Universität Freiburg.

Glosse

Zu politisch?

Zum Interview von Bernhard Pörksen mit Erhard Eppler, »Im Nebel der Sprache wird nichts mehr bewegt« (SPRACHREPORT 1/93, S. 11), schreibt K.-U. Hagelberg:

Dieser Komplex ist wichtig und interessant, für den Sprachforscher auch ergiebig; Politiker neigen mehr und mehr dazu, mit vielen Worten gar nichts zu sagen. Ihr Mitarbeiter Pörksen mißbraucht das Thema leider für seine parteipolitischen Zwecke, er bringt den Artikel, das Gespräch mit Eppler damit um seine Wirkung. Die Passage auf S. 12 über das Asylantenproblem hat mit dem Thema überhaupt nichts zu tun. Ohne Zusammenhang mit dem Kontext wird vielmehr von beiden Gesprächsteilnehmern eine brennend aktuelle innenpolitische Frage völlig einseitig abgehandelt. Es wird nicht einmal der Versuch gemacht, auch der anderen Meinung gerecht zu werden. Die Ansichten von Erhard Eppler zu diesem Thema sind bekannt;

der SPRACHREPORT des Mannheimer Instituts ist nicht dazu berufen, sie mit Lautstärke zu wiederholen. Sie sollen Sprachforschung, nicht Parteipolitik machen. Ich nenne es »unter falscher Flagge kreuzen«, wenn in scheinbar wissenschaftliche Abhandlungen parteipolitische Tendenzen eingeschmuggelt werden.

Das Interview ist auch an anderer Stelle brüchig und unsachlich. Herr Pörksen ist ganz ungeeignet für seine Aufgabe, wenn er nicht kritisch nachfragt. So können z. B. Epplers Ausführungen über das Waldsterben den Kundigen nur erschrecken ob der klischeehaften Reden, deren sich diese beiden Herren schuldig machen – die ausgezogen sind, eben diese Klischees zu bekämpfen.

Karl-Ulrich Hagelberg, Ainingr

Anmerkung der Redaktion: Bernhard Pörksen ist kein Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache, sondern Journalist aus Hamburg.

Tagungshinweise

2. - 8. August 1993
X. Internationale Deutschlehrertagung, Leipzig. - Für weitere Informationen: X. IDT Leipzig 1993, Herder-Institut der Universität Leipzig, Lumumbastr. 4, 04105 Leipzig.

30. August - 10. September 1993
Sommerkurs: Sprachbeschreibung und Feldforschung, Köln. - Für weitere Informationen: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Köln, Meister-Ekkehart-Str. 7, 50937 Köln.

23. - 25. September 1993
»Fachkommunikation«. 24. Jahrestagung GAL (Leipzig). - Für weitere Informationen: Prof. Dr. Klaus Mattheier, Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Karlstr. 2, 69118 Heidelberg, Tel. (0 62 21) 54 32 43.

4. - 7. Oktober 1993
Deutsche Gesellschaft für Semiotik: 7. Internationaler Kongreß, Frankfurt am Main. - Für weitere Informationen: Prof. Dr. Brigitte Schlieben-Lange, Mittelweg 1b, 61118 Bad Vilbel.

Neue Argumente

von Wolfgang Teubert

Manche Texte erzählen uns etwas, Zeitungsnachrichten etwa. Andere Texte indessen wollen uns – unter der Voraussetzung, daß Autor und Leser über dieselben Informationen verfügen – von einer bestimmten Sichtweise überzeugen. Der Autor eines solchen Textes (etwa eines Zeitungskommentars) argumentiert. Als Argumente benutzt er Fakten und Grundannahmen, über die im Idealfall Konsens besteht. Dazu kommen Analogien aus vergleichbaren Fällen, Regularitäten und Gesetzmäßigkeiten, die der Autor nach ihrer Anwendbarkeit auf den Fall, um den es geht, und nach ihrer Plausibilität für den Leser auswählt. Aus diesen Elementen zieht der Autor dann seine Schlüsse, und wenn sie dem Leser logisch und einleuchtend erscheinen, hatte der Autor Erfolg.

Während bis zur Jahrhundertmitte der Satz das höchste und komplizierteste war, mit dem sich die Sprachwissenschaft beschäftigte, ist in den letzten Jahrzehnten zunehmend auch der Text zum Gegenstand der Linguistik geworden. Was sind die intrinsischen Eigenschaften, die einen Text zu einer zusammenhängenden Einheit machen, das ist die Kernfrage, um die es geht. Inzwischen gibt es schon unübersehbar viele Arbeiten, die sich mit der Kohärenz von Texten, mit Argumentationsstrukturen und Argumentationsmustern beschäftigen. Erfolgreiches Kommunizieren ist weniger eine Sache des Inhalts als der Fähigkeit, rhetorische Muster und Figuren zu einem Netz zu verweben, das, abgestimmt auf Gegenstand und Situation, die gewünschte Einsicht beim Hörer bewirkt.

Mit den Argumenten selbst, mit den Inhalten also, die in der Argumentation verwendet werden, haben sich die Linguisten kaum beschäftigt. Warum auch – werden sie doch vom jeweiligen Fall, von der Sache vorgegeben. Aber ist das wirklich so? Denn ebenso geläufig ist uns die Klage, daß man immer wieder nur die ewig gleichen Argumente vorgesetzt bekommt. Es wäre, denke ich, verlockend, sich einmal diese Allerweltsargumente genauer anzusehen und zu spekulieren, warum sie so erfolgreich sind.

Ein Beispiel: Jeder will Frieden auf dem Balkan. Da lag der Vorschlag nahe, den Krieg einfach auszutrocknen, indem man die Waffenlieferungen an die sich befehdenden Parteien unterbricht. Dieses Argument schien bis vor kurzem jedermann plausibel zu sein. Aber der Waffenboykott für die Kontrahenten im ehemaligen Jugoslawien hat den Frieden nicht näher gebracht. Vielleicht, so schlagen nun einige Schlaumeier vor, müssen nur alle Gegner gleichmäßig aufgerüstet werden, um einsehen zu lernen, daß eine Verlängerung des Kriegs niemandem Vorteile bringen kann. Ein Boykott läge zwar auf den ersten Blick nahe, habe jedoch letztlich den gegenteiligen, nämlich kriegsverlängernden Effekt. Solche kontrafaktischen Argumente strahlen Seriosität, Plausibilität und Überzeugungskraft aus. Wenn ich sie höre, fallen mir gleich hundert Fälle ein, wo es auch ganz anders gekommen ist als gedacht. Wer sagt, daß man den Menschen in Afrika zu essen geben muß, um sie vor dem Verhungern zu retten, argumentiert schon auf verlorenem Posten. Denn Hilfslieferungen schaden, wie jeder heute weiß, den Selbsthilfekräften, von denen allein Besserung zu erwarten ist. Brot für die Hungernden erzeugt nur noch mehr Hunger.

Der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Albert O. Hirschman hat in seinem neuen Buch *Denken gegen die Zukunft* drei einschlägige Argumentationstypen vorgestellt, die ihren Reiz daraus ziehen, daß sie den gesunden Menschenverstand brüskieren. Diese Figuren sind weit verbreitet. Achtet man erst einmal bewußt auf sie, klingen einem ständig die Ohren – so weit sind sie verbreitet. Eingesetzt werden sie denn auch als vielseitige Allzweckwaffe, wenn immer es darum geht, jemanden davon abzuhalten, das Nächstliegende zu tun.

Hirschmans drei Passepartout-Argumente oder Argumentationsjoker sind:

- die Sinnverkehrungsthese,
- die Vergeblichkeitsthese und
- die Gefährdungsthese.

Die Behauptung, daß Waffenlieferungen ins ehemalige Jugoslawien den

Frieden fördern, ist ein schönes Beispiel für die Sinnverkehrungsthese. Wir haben solche Anti-Boykott-Argumente schon im Falle von Rhodesien und Südafrika kennengelernt. Die Vergeblichkeitsthese kennen wir alle als Argument gegen Geschwindigkeitsbegrenzung auf den Autobahnen: Die hätte, weil sie ohnehin übertreten würde, keinen Einfluß auf den CO₂-Gehalt der Luft. Die Gefährdungsthese ist besonders aktuell: Unser Wohlstand hängt vom Industriestandort Deutschland ab. Will man ihn erhalten, darf man die Wettbewerbsfähigkeit nicht gefährden, und daher muß man vom Wohlstandsdenken Abschied nehmen.

Hirschman identifiziert diese Argumentationsfiguren mit konservativem Denken. Was er unter *reaction* versteht, ist jedoch weniger die erzkonservative europäische Reaktion, die sich nach der Kirche im Dorf, dem Fürsten auf dem Thron und dem festen Platz in der Gesellschaft für Lieschen Müller sehnt, sondern vielmehr der Manchesterkapitalismus in der angelsächsischen Welt oder das Lager der Nationalliberalen in Mitteleuropa. Diese vorgeblich ideologiefreie Richtung weiß sich – wie die Progressiven – dem Wandel, nicht dem Beharren verpflichtet. Die Werte der Konservativen gehen sie eigentlich nichts an. Fordern jene ein Lebensrecht für ungeborene Babys, so treten diese für »verbrauchende Embryonenforschung« (pharmakologische Verwertung von Reagenzglas-Embryonen) ein. Politisch sind beide Richtungen dennoch seit Bismarck im Kampf gegen die Linke meist eng verbunden.

Andererseits ist Konservativen und Linken gemeinsam (und das unterscheidet sie von den Liberalen), daß sie sich zu Weltanschauungen bekennen und deshalb vorzugsweise mit ihren jeweiligen moralischen Werten argumentieren. Die einen fordern Chancengerechtigkeit, die anderen Chancengleichheit. Legalität und Egalität – beides sind hehre Ideale. Konservative und Progressive nennen ihre jeweiligen Werte meist deutlich und treten für ein entschiedenes Handeln ein, das direkt zum Ziel führt. Sie

kämpfen für den arbeitsfreien Sonntag, weil er, je nachdem, christliche Tradition oder sozialen Fortschritt verkörpert. Geradlinige Rechte und Linke verschmähen billige Argumentationsjoker der genannten Art.

Der Wirtschaftsliberale glaubt indes an die Praxis und nicht an Ideale. So befürwortet er zwar im Prinzip (wie Konservative und Progressive gleichermaßen) auch den arbeitsfreien Sonntag, aber er sagt uns, wenn wir das Erreichte nicht gefährden wollen, müßten die Maschinen künftig auch sonntags laufen. Wer so spricht, argumentiert pragmatisch. Seine Argumente sind (in der Tradition von Adam Smith) funktionalistisch. »Ich bin ja moralisch auch für Frieden in Jugoslawien«, sagt der Waffenhändler, »aber glaubt mir, ein Boykott verlängert nur den Krieg.« Hirschmans Sinnverkehrungs-, Vergeblichkeits- und Gefährdungsthese werden vielleicht besonders häufig von denen verwendet, die ihr Handeln an ehernen und, wie sie sagen, ideologiefreien Gesetzen (wie etwa dem von Angebot und Nachfrage) ausrichten.

Funktionalistisch argumentiert man jedenfalls gern, wenn man seine wirklichen Interessen verbergen will, weil sie mit den Werten und Normen der Gesellschaft konfliktieren. Dies mag bei den Wirtschaftsliberalen häufig der Fall sein, sie haben allerdings auch kein Monopol auf diese Jokerargumente. So waren Mitte des vergangenen Jahrhunderts Freiheit und Demokratie als moralische Werte im Prinzip längst etabliert. Wer dagegen war, mußte funktionalistisch argumentieren. Hirschman zitiert Jacob Burckhardt: »Das Wort Freiheit klingt schön und rund, aber nur der sollte darüber mitreden, der die Sklaverei unter der Brüllmasse, Volk genannt, mit Augen angesehen hat ... Ich weiß zuviel Geschichte, um von diesem Massendespotismus etwas anderes zu erwarten als eine künftige Gewaltherrschaft.« Auch in der heutigen deutschen Verfassungsdiskussion werden plebiszitäre Elemente mit ähnlichen funktionalistischen Argumenten bekämpft.

Auch die Linken sind in puncto Funktionalismus keine Ausnahme. In den siebziger Jahren begründeten sie das Recht auf Schwangerschaftsabbruch noch mit dem ethischen Prinzip der Autonomie: »Mein Bauch gehört mir!« Nachdem aber in den letzten zehn Jahren im öffentlichen Bewußtsein aus Embryonen ungeborene Kinder geworden sind, ist dieses moralische Argument nicht mehr gut zu verwenden. Jetzt heißt es, die Kriminalisierung des Schwangerschaftsabbruchs

habe keinerlei Einfluß auf die tatsächliche Zahl der Abtreibungen, sei also vergeblich.

Warum wirken solche funktionalistischen Argumente oft so plausibel, so überzeugend, daß man sie akzeptiert, ohne die Fakten zu überprüfen? Sie machen uns gewogen, weil sie erst einmal vorgeben, man würde unsere Ziele, unsere Ideale teilen. Das weckt Vertrauen. Darüber hinaus aber appellieren sie, denke ich, an Grunderfahrungen, die gerade deshalb so eindringlich sind, weil sie zunächst kontraintuitiv sind. Wenn es so kommt wie geplant, fällt das nicht auf. Kommt es aber anders, dann ist man überrascht, und nur an diese Fälle wird man sich immer wieder erinnern. Der Mensch denkt, Gott lenkt, heißt es dann. Wie es scheint, können die Linguisten manchmal auch von Wirtschaftswissenschaftlern etwas Neues über Sprache und Argumentation erfahren. Aber wollen sie das?

Der Verfasser ist Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache.

Medienpreise

Der von der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) in Wiesbaden alle zwei Jahre vergebene »Medienpreis für Sprachkultur« ist für 1994 zum vierten Mal ausgeschrieben worden. Der Preis, zuletzt verliehen an den Fernsehjournalisten Hanns Joachim Friedrichs, wird für besondere Verdienste um die Sprach- und Sprechkultur in den elektronischen Medien und in der Presse vergeben.

Zum ersten Mal ist auch ein Förderpreis für Nachwuchsjournalisten in den Printmedien ausgeschrieben. Die Bewerber dürfen nicht älter als 30 Jahre sein. In ihren Arbeiten soll sich ein deutliches Bemühen um einen »angemessenen Sprachgebrauch« zeigen.

Vorschläge für beide Preise (Selbstbewerbungen sind zugelassen) sind bis zum 31. Juli 1993 an den Geschäftsführer der GfdS, zu richten (Tanusstr. 11, 65183 Wiesbaden).

bi

Neue Bücher

Balhorn, H./ H. Brügelmann (Hrsg.): Bedeutungen erfinden – im Kopf, mit Schrift und miteinander. Lesen und Schreiben als individuelle und soziale Konstruktion von Wirklichkeiten. DGLS-Jahrbuch Bd. 5. Konstanz: Faude 1993. 400 S., 39,-- DM

Recanati, François: Direct reference. From language to thought. Oxford: Blackwell 1993. 420 S., 40,-- DM

Trabold, Annette: Sprachpolitik, Sprachkritik und Öffentlichkeit. Anforderungen an die Sprachfähigkeit des Bürgers. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1993. 240 S., 46,-- DM

Schwarz, Monika/Jeannette Chur: Semantik. Ein Arbeitsbuch. Tübingen: Narr 1993. 223 S., 29,80 DM

Weidenfeld, Werner/Karl-Rudolf Korte (Hrsg.): Handwörterbuch zur deutschen Einheit. Frankfurt/Main: Campus 1992. 800 S., 48,-- DM

Hoche, Hans-Ulrich: Elemente einer Anatomie der Verpflichtung. Pragma-

tisch-wollenslogische Grundlegung einer Theorie des moralischen Interpretierens. Freiburg: Alber 1992. 405 S., 96,-- DM

Le Goff, Jacques: Die Intellektuellen im Mittelalter. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1993. 214 S., 18,90 DM

Lieb, Hans-Heinrich (Hrsg.): Prospects for a new structuralism. Amsterdam u. a.: Benjamins 1992. 276 S., Hfl. 100,--

Morshäuser, Bodo: Hauptsache Deutsch. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1992. 203 S., 14,-- DM

Anschütz, Susanne, R. (Hrsg.): Texte, Sätze, Wörter und Moneme. Festschrift für Klaus Heger zum 65. Geburtstag. Hirschberg: Heidelberger Orientverlag 1992. 718 S., 298,-- DM

Nerius, Dieter/Ilse Rahnenführer: Orthographie. Heidelberg: Groos 1993. (= Studienbibliographien Sprachwissenschaft, Bd. 6). 44 S., 9,80 DM



Walter de Gruyter
Berlin · New York

Sprachgeschichte und Sprachkritik

Festschrift für Peter von Polenz
zum 65. Geburtstag

Herausgegeben von Hans Jürgen Heringer und Georg Stötzel

Groß-Oktav. VIII, 378 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Frontispiz. 1993.
Ganzleinen DM 196,- ISBN 3 11 013583 3

Der Band enthält Analysen von Erscheinungen der deutschen Sprache der Gegenwart, methodische und stoffliche Probleme der Sprachkritik. Insgesamt wird ein Überblick gegeben über die aktuelle Leistungsfähigkeit der germanistischen Sprachwissenschaft in Deutschland. Die Festschrift enthält ausschließlich Originalbeiträge.

Deutsch als Verkehrssprache in Europa

Herausgegeben von Joachim Born und Gerhard Stickel

Oktav. VI, 342 Seiten. 1993. Kartoniert DM 128,- ISBN 3 11 014006 3
(Institut für deutsche Sprache - Jahrbuch 1992)

Sprachwissenschaftler, Vertreter aus Politik und Wirtschaft sowie EG-Beamte erörtern die Rolle des Deutschen als Amts-, Arbeits-, Bildungs-, Geschäfts-, Verhandlungs- und Wirtschaftssprache im sich verändernden und vereinigenden Europa

Themenbereiche: Deutsch in den Institutionen der Europäischen Gemeinschaft · Deutsch als Verkehrssprache in Mittel-, Ost- und Südosteuropa · Deutsch als Fremdsprache · Mehrsprachigkeitsprobleme in der Europäischen Gemeinschaft und in der Schweiz · Deutsch aus der Sicht anderer Sprachgemeinschaften (Stereotype) · Deutsche Kulturpolitik.

Die Autoren sind international renommierte Sprachwissenschaftler, Übersetzer, Vertreter aus Politik und Wirtschaft sowie Beamte aus Bonner Ministerien und Brüsseler Behörden.

... *non licet bovi* – Zu den Anmerkungen von Wa zum Orthographiereformvorschlag

(Sprachdienst 36/6, S. 197 f.).

Orthographiereformen lassen die Wogen hochgehen, und zu Recht so. Unsere Sprache, geschrieben wie gesprochen, soll sich durch uns verändern, nicht auf Geheiß verändert werden. Trotzdem ist es bisweilen angebracht, über liebgewordene Torheiten nachzudenken und diese gegebenenfalls, wenn wir sie uns versehentlich angeeignet haben, wieder abzulegen, wie die Schreibweise *belemmert*, wie die Worttrennung *wor-um*, wie manches Komma vor *und*, usw. Es ist deshalb gut, daß es Vorschläge zur Neuregelung der deutschen Orthographie gibt. Der vorliegende Entwurf ist so schrecklich gut nicht – er beschreibt Regularitäten falsch, er ist vielfach schwach formuliert, er ignoriert die Fortschritte der Orthographie- und Schriftlichkeitsforschung der letzten 15 Jahre völlig, und er kann sich nicht entscheiden zwischen einer Regelformulierung für den Experten und einer Handlungsanweisung für den Benutzer, weshalb er für beide schwerlich brauchbar ist. Daß es seinen Initiatoren nicht möglich war, den Text mit den Mitteln moderner Schrifttechnologie als wirkliches Buch zu produzieren, daß man also den Vorschlag zur Reform der Orthographie in einem der reichsten Länder der Welt als ein Schreibmaschinenmanuskript zwischen zwei Pappdeckeln, wie eine mitelmäßig produzierte Magisterarbeit, in die Hand gedrückt bekommt – das ist in der Tat ein Ärgernis und wirft ein Licht darauf, in welchem kulturell-intellektuellen Umfeld dieser Reformvorschlag produziert worden ist.

Trotzdem hat er es nicht verdient, auch formal nicht, in der Weise heruntergeputzt zu werden, wie dies unter dem Titel *non licet Jovi* im Sprachdienst (1992/36, S. 197 f.) der Gesellschaft für deutsche Sprache geschieht. Nachdem ich im DUDEN nachgelesen hatte, was es heißt, daß der Reformvorschlag mit, wie der auf das Kürzel Wa hörende Verfasser schreibt, *Aplomb* (veraltet: *Abfangen einer Bewegung im Ballettanz*) vorgebracht worden sei, womit man (mit Hintergedanken) einverständener kaum sein

kann, las ich erwartungsvoll weiter – aber was folgte, war schlechterdings *degoutant* (wie Wa selbst schreibt; die adäquate umgangssprachliche Verdeutschung hieße wohl *zum Kotzen*).

Es gibt da, beginnt Wa, eine Bindestrich-Schreibung wie *politisch-zuständig* bei der Benennung der staatlichen Stellen (Innenministerium und Ständige Konferenz der Kultusminister), in deren Zuständigkeitsbereich eine Neuregelung der deutschen Rechtschreibung gehört. Wa macht daraus eine politische Angelegenheit, ortet diesen Bindestrich als Konsequenz des DDR-Vokabulars und läßt (durch die Behauptung, daß es sich hier wohl um einen »Beitrag« der seit langen Jahren aktiven Forschungsgruppe Orthographie der ehem. DDR handele) die Position durchscheinen, daß es ja überhaupt ein Ding sei, daß solche Leute an der Rechtschreibreform mitwirken dürfen, die alten SEDler, nicht wahr: Leute, die *politisch-zuständig* mit Bindestrich schreiben!

Man kann wie Motzki solche Meinungen natürlich haben, obwohl sie absurd sind – aber daraus einen *Fall* zu machen, d. h. in aller Breite darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Orthographiereformvorschlag von ehemaligen, naja, eben Menschen, die in der DDR gearbeitet haben, mitbestimmt wird, und daß diese Mitwirkung Spuren hinterlassen hat – das ist infam. Hier wird gegen einen Text, der einem nicht paßt (mir, weiß Gott, paßt er auch nicht!) einfach mit so ein bißchen unterschwelliger *DDR-und-Stasi-und-so-Formuliererei* Stimmung gemacht (wie schön, daß es den Bindestrich gibt, und wie hinreißend, in der Tat, ihn mißbrauchen zu können!). Und diese Zielrichtung – *dürfen Ossis an unserer Rechtschreibung wursteln?* – wird beibehalten, wenn kurz danach die Tatsache vermeldet wird, daß der Reformvorschlag bei der Frage, ob an gewissen Stellen im Wort ein oder zwei Konsonanten zu schreiben sind, *unklugerweise* dem Ost-Duden gefolgt ist, wodurch diese Dinge (nach Meinung von Wa) an systematisch falscher Stelle

stehen. War auch nicht anders zu erwarten, wenn das im Ost-Duden stand! (Auch wenn, dies nebenbei, der Ost-Duden bei vielen Sprachwissenschaftlern als der noch etwas bessere galt.)

Wer freilich, wie Wa, *nummerieren* in einem allgemeinen Regelwerk zur deutschen Orthographie unter vielleicht *m* (oder gar *n*) sucht, ist selbst schuld. Er hat eben noch nie ein Regelwerk benutzt, sondern (für dieses Wort) bestenfalls das Wörterverzeichnis, den Duden; systematisch sind Fälle wie *nummerieren*, *daß/s*, *Stukkateur* usw. völlig richtig eingeordnet. Das mag einem Nicht-Profi passieren – der Chefredakteur des *Sprachdienstes* darf sich so dumm nicht stellen, es sei denn, er wäre es.

Grotesk auch der nächste Punkt: Wa fordert, die wichtige Regel zu streichen, wonach nach einem s-Laut im Stamm (*reis-*) in der zweiten Person Singular ein s weggelassen wird (*du reist*, nicht *reis-st*): Der Schreibung *reist*, weiß Wa, liegt ein *reises* zugrunde. »Das ist eine Sache nicht der Orthographie, sondern der Wortbildung«. Wenn überhaupt, ist es ein Problem nicht der Wortbildung, sondern der Flexion. Sei's drum. So richtig in transformationell-generativem Slang müßte also, nach Wa, wer heute *reist* schreiben will, zuerst eine nicht-existente zugrundeliegende Form *reise-st* generieren, dann ein e tilgen, dann ein s austreichen, um *reist* fertigzubringen. Da wird man hellhörig. Eine kleine Transformationsgrammatik als zentrale Grundlage der Orthographie? Hatten wir das nicht schon abgehakt? Oder ist also eigentlich doch die Etymologie (in der Tat früher *reises* – ist aber schon recht lange her) die Mutter aller Graphie? Diese Idee ist zu Recht schon vor hundert Jahren zu Grabe getragen worden.

Dann kommt der Ich-Laut. Der Chefredakteur des *Sprachdienstes* sollte wohl einfachste grammatische und phonologische Fachbegriffe kennen. Die Schreibung *ch* hat im Deutschen zwei lautliche Entsprechungen, den

Ach-Laut (bei *lacht, flucht, raucht*) und den Ich-Laut (bei *Licht, schlecht, Elch, Pferch*). Wie man sieht, kommt der Ich-Laut entgegen der simplistischen Meinung von Wa nicht nur nach */i/* vor. Obwohl also *lüg* und *Weg* bisweilen *lüch* bzw. *Wech* ausgesprochen werden, ist trotzdem ein *g* zu schreiben, wegen *lügen, Wegen*. Die Formulierung des Reformvorschlags berücksichtigt das, wie falsch der entsprechende Passus sonst auch organisiert ist.

Dem folgt die alte Leier der Namensschreibung. Hat Wa eigentlich geschlafen in der ersten Runde der Diskussion? Da wurde *immer wieder* gesagt, daß Eigennamen nicht Gegenstand einer Orthographieregelung sind. *Vechta, Venn* und auch ich, *Günther* mit *h*, und natürlich auch Wa (*Walther*) sind nicht Gegenstand einer Orthographiereform. Eigennamen schreiben sich so, wie sie sich schreiben, und wenn man nicht weiß, wie sie sich schreiben, schreiben sie sich so, wie man sie schreibt. Genau dann, wenn man nicht weiß, daß das *Hohe Venn* mit *V* geschrieben wird, schreibt man

es mit *F* oder guckt in einem Atlas nach. Wie schreibt man die Ortschaft am Niederrhein, die [*finen*] gesprochen wird? Bevor man's weiß, und wer soll es einem sagen, falsch, aber im Prinzip richtig mit *F* – tatsächlich aber liest man am Ortsschild *Vynen*. Wie kann man Redakteur des Sprachdienstes sein und das nicht kapiert haben?

Richtiggehend kindisch wird es am Ende. Wa mokiert sich über die Formulierung »*Wörter kann man am Ende einer Zeile trennen*« und weist auf *kann, man, am* hin. Jeder, der die deutsche Sprache beherrscht, weiß, daß mit dieser Feststellung nicht impliziert ist, jedes Wort könne getrennt werden – zumal selbst die schlecht formulierte Regel des Vorschlags zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung auf die von Wa genannten Beispiele *kann, man* oder *am* nicht anwendbar ist – Fälle aber, auf die eine Regel nicht anwendbar ist, fallen nicht unter dieselbe (Alltagslogik).

Aber irgendwann schlägt jeder sich selbst, Wa bei den Abkürzungen. Er moniert, »*daß in dem Buch Abkürzun-*

gen wie o.ä., d.h., d.i., v.a., z.B. all-überall so geschrieben werden, ohne Zwischenraum, also falsch«. Liebe Sekretärinnen, sagen Sie ihm Bescheid. Das kommt im Grundkurs jeder Sekretärin vor, daß hier Unsinn im Duden steht – wie, Gott sei's geklagt, so schrecklich viel Unsinn. Wa läßt schreiben, drum weiß er's nicht besser als der Duden. Und dann ist er, der Redakteur, nicht einmal in der Lage, das als »falsch« Monierte *ad oculos* zu demonstrieren – die Setzerin setzt ordentlich, also z.B. *d.h.* ohne Leerzeichen, warum sollte sie und der Maschinenschreiber es auch anders machen?

Non licet Jovi überschreibt Wa seine Notiz. Daß man die Biederkeit der am Vorschlag zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung Beteiligten mit Jupiters Namen adeln muß, glaube ich nicht. Schade – beim Zeus! –, daß man feststellen muß, daß das erste öffentliche Wort der Gesellschaft für deutsche Sprache zum neuen Reformvorschlag ein *verbum Iovis* nun wahrlich nicht gewesen ist.

Hartmut Günther, Kleve

SPRACHE HAT UNS WAS ZU SAGEN!



Deshalb SPRACH REPORT

P 20157 F

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Reden Sie mit! Per Abonnement:

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 16,- DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab Heft _____ /93. Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname: _____

Adresse: _____

Datum: _____ 1. Unterschrift: _____

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, daß ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: _____ 2. Unterschrift: _____

An: Institut für deutsche Sprache, – Sprachreport –, Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim